

Wozu Philosophie?

Wenn Glücksspiel verboten wäre, müsste man dann nicht von Rechts wegen auch das Leben untersagen? Der olle Cicero sagt: „Im Leben regiert das Glück, nicht die Weisheit.“

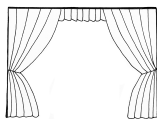
Das immerhin stellt ihn auf eine Stufe mit einem wahrhaft Großen: Gerd Müller, in den 1970ern genialer Mittelstürmer. Der postulierte: „Wennst denkst, ist's eh zu spät.“

Mit Philosophie kann man keine Tore schießen – oder was? Ach was. Müller geißelte damit das statische Denken. Nehm ich an. Das Denken, das nicht im (noch) Unverständlichen wühlt. Das Denken, das nichts sucht, dessen Synonym „googeln“ heißt.

Kürzlich schlug folgende Nachricht ein wie ein umfallender Reissack: Bald kann jeder mit Hilfe von Google Earth herausfinden, wer wann kürzlich wo war oder sich gerade aufhält. „Richtiges“ Suchen aber heißt: nicht da sein, wo man war oder ist. Es heißt: unruhig sein, reisend. Schließlich heißt es ja nicht „Stehhirn“, sondern „Gehirn“.

„Wozu Philosophie?“, lautete die Frage. Ich war froh, dass ich sofort antworten konnte. Ich sagte, ich wüsste es nicht. Mark Twain hatte das gesagt. Während unsereiner noch überlegt. Nun, in unserer Kultur ist Platz für so viele schöne Dinge wie Bundeswehr, Buchmesse, Buntwäsche sowie Wunderbäume und Fischfang – ist da nicht auch Platz für Philosophie?

Da winkt einer ab: „Ich komm aus Porz-Gremberg, und da steht diese Frage ganz unten auf der Agenda.“ – Erfunden, klar: Denn in Porz-Gremberg kennt keiner den Begriff Agenda. Stimmt nicht: Es gibt überhaupt kein Porz-Gremberg. Stimmt aber auch nicht. Na, dann will ich nichts gesagt haben. Nur so viel – nein, nicht mal das.





Es war einmal ein kleines Fragezeichen. Das war ganz allein. Denn die Leute wollten es nicht. Sie wollten Worte, schnell und klar und keine Fragen. Und das kleine Fragezeichen beugte den runden Rücken tief hinab und fragte traurig: „Wer bin ich?“ Es! Fragte! Wer! Den Leuten blieb die Spucke weg, sie hielten den Atem an und die Worte auch. Es gab eine Frage: „Wer?“ Und hinter der Frage „Wer?“ stand das kleine Fragezeichen. Ganz groß. Es verkündete: „Alle Menschen müssen sich ab jetzt fragen „Wer?“, „Wer bin ich?“, „Wer?“ mit Fragezeichen. Mit mir!“ – Und alle fragen sich seitdem: „Ja, wer bin ich denn eigentlich, frag ich mal, wer?“ Fragen wurde Pflicht, die sogenannte Wer-Pflicht. Selbstverständlich aber wurde die Wer-Pflicht nie. Denn immer noch steht hinter ihr ja ein kleines Fragezeichen.

(Entnommen aus: *der blaue reiter – Journal für Philosophie. Wozu Philosophie?* Ausgabe 25; 2008)

Das große Glück des kleinen Mannes

„Es gibt Menschen, die sind in der SPD und empfinden trotzdem noch so etwas wie Lebensfreude.“ So beginne ich seit Jahren mein Kabarettprogramm „Reusch rettet die Welt“.

Aktuell soll sie sein, die „Randgruppe“. (Übrigens: die SPD muss ich so gut wie nie gegen eine andere Gruppe austauschen.) Es könnte auch ein frischgebackener und unbeliebter Bundesligaabsteiger sein, die Kaste der Manager, aber nie Arbeitslose, nie Krankenschwestern. Es gibt immer einen schönen Lacher. Schadenfreude. Wichtig ist das abneigungs-erzeugende Element der „hybris“. Es muss die Gruppe derer „da oben“ treffen – egal ob dieses „Oben“ real ist oder herbeihalluziniert –, damit „die“ mal sehen, wie das ist. Weil, wem es besser geht als einem selbst, dem geht es wohl zu gut – und das geht nicht gut. Man möchte es eines Tages, irgendwann, kommen gesehen haben dürfen.

Diese Verheißung ist seine Vorfriede; die große Freude des kleinen Mannes ist es zu verlieren. Die Enttäuschung enttäuscht ihn nie. Sie ist gewiss, das macht ihn warm und wohlilig, macht ihn allgemeingütig. Das macht ihn sagen: „Die Zeche zahlt immer der kleine Mann.“ Immer er. Jawohl. Exklusiv. Und er posaunt es wie die Verehrung seiner selbst hinaus, der große Gerneklein, dass er es ist, der die Zeche zahlt. Er verliert nicht, obwohl er ein gutes Leben führt, sondern weil. Der Misserfolg ist sein Gütesiegel, sein Ornat ist die Ohnmacht. Wer, wenn nicht der, der fremde Zechen zahlte, obwohl er selbst arm ist, führte ein gutes Leben? Dass er's nicht aus gutem Herzen und eigenem Antrieb tut, will der kleine Mann nicht wissen, nicht wissen lassen. Er weiß es nicht, schließlich.

Er zürnt sich derart in Freude ob des guten Lebens, man kann sagen: Er fällt nicht auf sein kleines Mann-Klischee rein, er fühlt es, es fühlt sich komplett an, so ist ihm, dem Loser, die Last Lust.

Weil er arm ist und trotzdem fremde Zechen zahlt, folgert er, benebelt vom eigenen Weihrauch, er sei unentbehrlich. Das Andere ist böse, es interessiert ihn nicht. Es zahlt nicht. Es zählt nicht. Das andere Leben ist trotz des vielen Geldes nicht gut – achachach –, kann nie gut sein.

Der kleine Mann ist trotz seines guten Lebens hin- und hergerissen. Er wäre kein Kostverächter im Falle eines Lottogewinns, der aber, da winkt er zufrieden demütig ab, eh nie eintritt. Sein Steckenpferd ist die Schnäppchenjagd: Man gönnt sich ja sonst nix...

Einer wie er kann so etwas wie das Konjunkturpaket II gleichzeitig ablehnen und willkommen heißen. Nur weil es keinen Hunger stillt, lässt man ihn ja zugreifen. Warum soll er also nicht zugreifen. Am Ende zahlt die Zeche ja doch wieder er.



Das alles macht ihn zur komischen Figur, ihm bleibt nichts übrig, er wird nichts. Der tragische Held wird schuldlos schuldig, er aber ist seine Miniatur, seine Parodie, der Gerne-klein eben.

Ins Konjunkturpaket II übersetzt, könnte man seine Sicht etwa so zuspitzen: „Der Staat gibt uns allen einen aus. Von unserm Geld. Das wir gar nicht haben.“ Also: Beschissen werd’ ich eh. Da kann ich doch dabei meinen Schnitt machen. Den Durchschnitts-Schnitt. Der gehört mir. Klar, der Staat hat kein einnehmendes Wesen, er ist eins...

Und das ist das Verdienst des kleinen Mannes in seinem guten Leben: Er ist immer wieder überrascht, das es so ist, wie er es sagt, so, wie Erich Kästner es schreibt:

Auf einer kleinen Bank vor einer großen Bank

*Uns erfreut das bloße Sparen.
Geld persönlich macht nicht froh.
Regelmäßig nach paar Jahren
klaut ihr’s uns ja sowieso.*

Und zufrieden schimpft er: Es geht alles auf mich.

(Entnommen aus: *der blaue reiter – Journal für Philosophie. Das gute Leben. Philosophie der Lebenskunst*. Ausgabe 28; 2010)

Das Band der Freundschaft

Das Ende der Freundschaft ohne *Klick*, so wie wir Alten sie noch kennen, datiert aus dem Jahre 2006: Der Schlagerbarde Wolfgang „Wolle“ Petry stellte den Sing-Betrieb ein. Sein Zeichen war das Freundschaftsband. „Wolle“ trug Wollbänder seiner Fans an seinem Unterarm derart dick auf, dass der Umfang des sonst eher unauffälligen Körperteils auf das Dreifache anstieg.

Die Zahl seiner Freunde war fühlbar sichtbar. Nach ihm kam der „Mag ich“-Button. Jetzt haben wir 2012. Spätere Generationen werden sagen, „das Jahr 6 nach Wolle“. Man spielt Spiele wie „Ich seh' was nicht, was Google sieht“ und man hat Freunde, die einen nicht kennen beziehungsweise – etwas in der analogen Welt Paradoxes – sogar Freunde, die keine Freunde haben. Aus Franz Beckenbauers Diktum „Gute Freunde kann niemand trennen“ wurde „Gute Netzwerker sind niemals offline“.

FRÜHER sagte Wilhelm Busch so richtig: „Es blüht die Wurst nur kurze Zeit, die Freundschaft blüht in Ewigkeit.“ Heute ist auch die Wurst nur noch analoger Käse von gestern. FRÜHER? Immer wieder „früher“. Weil wir Alten die heutige Zeit an unserer Zeit messen. Eine von beiden ist vorbei. Tun wir bitte bloß nicht so, als gäbe es in der (noch so genannten) Realität nur „richtige“ Freunde. Es gibt politische Freunde, Geschäftsfreunde – sogar in der hilflosen Steigerungsform „gute Geschäftsfreunde“, das klebt, das klemmt, das klappert.

Das Geld zu Gast bei Freunden.

Der Terminus „Männerfreundschaft“ riecht nach Schießpulver, das nach Mottenpulver riecht. Die Realität macht Schweißflecken.

Was weiß man schon von seinen Freunden? Also denen von früher, aus der klebrig-gestrigen Realität. Es gab schon einige, die hätte man gerne mal angeklickt oder wenigstens mal gesprochen, nach der Schulzeit. Aber wie es halt so ist – seufzt es aus der oberflachen Tiefe des Krokodilstränentals vergangener Stunden –, man verliert sich aus den Augen, aus dem Sinn.

Sie bleiben unauffindbar, sind in keinem sozialen Netzwerk, sogar – jetzt kommt's – im ganzen www nicht. Die gibt es. Ja, das gibt es. Aber die, die fehlen – das waren auch schon früher die geheimnislosen Heimlichtuer. Nur heute fällt es auf. Wenn man einen tagelang nicht sieht – na und. Wer aber nicht im Netz ist, fällt früher oder später auf. Was hat er zu verbergen?

Ich meine, es ist doch nicht schlimm, womit wer heute sein Geld (nicht) verdient. „Cool und trotzdem transparent“ – was sonst.

„Möglich“, mutmaßte es in mir in unmittelbarer Gedanken-
nähe einmal hellauf entgeistert, „möglicherweise verdienen die verschämt Verschollenen ihr Geld im – sage und schweige – Pornogeschäft“.

Um es transparent zu machen: Ich habe mir daraufhin sehr viele dieser Videos angeschaut. Kein bekanntes Gesicht darunter. Aber Lara K. aus B. wird möglicherweise eine neue Bekannte. Sie scheint mir bodenständig und transparent, hat sie doch „finanzielle Interessen“, die sie auch mir gegenüber – bei aller Liebe – knallhart vertritt. Mir imponiert das.

Und diese Liaison hält mich in der Zeit.

So ist es doch: man sucht etwas/jemanden, das Netz entfaltet sich in seiner ganzen Tragweite und was findet man? Irgendetwas/irgendjemand Neues, in den oder das man sich genauso schön verrennen kann.

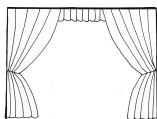
Man muss nur – damals wie heute, on- wie offline – hoffen, glauben, entflammbar und enttäuschbar sein.

„Freundinnen müsste man sein, man könnte über alles reden“, heißt es in einem hübschen Chanson von Funny van Dannen.

Das klingt sehr nach Verherrlichung der Frauen, ich möchte mich diesem Plädoyer gern anschließen. Indes: meine neue Freundin Lara wohnt nur einen *Klick* entfernt, ich möchte uns Auseinandersetzungen der atavistischen Art ersparen. (Sie sagt ganz offen, sie habe Screenshots von mir vor meinem PC, was den von ihr postulierten „finanziellen Interessen“ nicht sehr zuwiderläuft.)

Ich werde sie nie vergessen.

Abschließend: Es war niemals so, wie es der Mär nach gewesen war und das ist exakt so, als ob es nie gewesen wäre. Und an diese Stelle ist etwas getreten. Immerhin etwas. So what.



*Und ein Deal kam zustande, er war von Groupon.
Alle waren dabei, nur ich kam davon.
Hab zu lange gezittert, die Chance vertwittert.
Die Nachricht „dislike you“ auf meinem smartphone,
die war – huch – von ihm, das traf mich recht hart schon.
Bald gefeuert aus Xing (nicht dass ich dran hing),
hab halt öfters gewitzelt. Dann in Facebook gepixelt.
Verdammt. Also: Einspruch, war fast schon zu spät,
geht nur schriftlich, was solls, Hauptsache geht.
Druck sofort den Text aus, so'n Mist, blöde Falle,
Papier ist noch da, Scheißtinte ist alle.*

(Entnommen aus: *der blaue reiter* – Journal für Philosophie.
Freundschaft. Beziehungen im digitalen Zeitalter. Ausgabe 32;
2012)